

Christo
Dutsch

Jo

... „Gefängnisbetten“, sagte jemand belustigt, und tatsächlich waren sie ziemlich schmal, viel höher als gewöhnliche Betten und nur mit Kokosmatten ausgelegt, aber mit frischen weißen Laken stets einladend, wenn man echt müde war. Unsere Gäste wie auch wir selbst haben jedenfalls mit wenigen Ausnahmen immer herausragend gut geschlafen darin.

Eine dieser wenigen Ausnahmen war ein Traum aus tiefsten Tiefen, der mit ungewöhnlicher Klarheit das normale Wachsein überstrahlte. Es war einer jener Träume, die gellend und inmitten der Nacht dem Schlaf mit tränennassem Gesicht ein jähes Ende bereiten und einen erbarmungslos, untröstlich schluchzend zurücklassen, einer jener Träume, die das eigene Sein in aller Farbenpracht nackt und schutzlos sich selbst gegenüberstellt, weil in ihm Geschehenes aus grauen Vorzeiten hervorgeholt scheint, an das man sich nicht mehr erinnert und doch in deutender Klarheit erlebt, wie sehr man selber Teil des vorgeführten Schicksals ist und im Nachklang eine Ahnung davon bekommt, wie es kam, dass man unberührbar und verletzlich ist und deshalb nicht nur Jo mich manchmal scherzhaft ‚Adonis‘ nannte.

Das Geschehen im Traum:

„Abschied der Liebenden.“

Sie waren einander das Allerliebste, was es gab auf der ganzen Welt, und ihre Liebe war so groß, dass die Grenzenlosigkeit der Herzen nicht mehr teilbar war, so groß, dass alles, was Entbehrung schien, Überfluss wurde und alles, was sie teilten, stets mehr als nur die Hälfte war. Er behütet sie und kämmt ihr

das Haar, und sie ist es, die ihn vor sich selbst beschützt.

Sie trug ein Kleid aus dunkelrotem Samt mit weißem Leinen darunter.

Und ritt ihm auf einem Schimmel entgegen.

Und ritt in langsamem Trab.

Er trug ein Wams aus dunkelrotem Samt mit weißem Leinen darunter und seine Beinkleider waren schwarz. Er trug keine Stiefel, sondern Schnürsandalen und trug eine Stichwaffe am Gürtel, was seinem Status entsprach.

Und ritt ihr auf einem Rappen entgegen.

Und ritt in langsamem Trab.

Sie trug einen Kranz Margeriten im Haar, dem langen, braunen, leicht gewellten, das glänzte und hinten zusammengewunden war. Ihre Augen waren tiefbraun und feurig, und feucht der Tränen. Die Margeriten waren längst welk und von gestern, sie vergaß, sie abzulegen, denn sie hat die ganze Nacht geweint. Auch sein Antlitz war nicht von Freude, er hatte kein Wort gesprochen - mit wem auch - er war allein.

Und so lagen noch etwa dreihundert Meter zwischen ihnen, bis sie aufeinander treffen würden, und ritten in langsamem Trab schmerzreicher Spannung trauriger Endgültigkeit.

Der Wirtschaftsweg war gut befestigt und zog sich von ihm aus gesehen in einer leichten Linkskurve zwischen hohen dunklen Tannen auf der rechten Seite und einer weiten Wiesenfläche auf der linken Seite, die in einiger Entfernung wiederum mit hohen dunklen Tannen gesäumt an einen Wald grenzt, in dessen Tiefe auf einer Lichtung sein Haus steht.

Die Landschaft ist hügelig, sanft, lieblich, es ist Vormittag, der Himmel ist blau und ohne Wolken, die Sonne scheint warm. Tannenwipfel wiegen sich sanft rauschend im Wind und Vögel singen unbekümmert, der Wind trägt kaum hörbar elf Glockenschläge aus einem fernen Dorf herüber.

Schmerzensreiche Spannung trauriger Endgültigkeit und so brachen Stück um Stück die Herzen.

Während er alleine ritt, befanden sich hinter ihr in gebührendem Abstand von etwa hundert Metern vier uniformierte Reiter, die zwar bewaffnet, aber keine Soldaten waren. Sie trugen graue Uniformen mit rotem Besatz und schwarze Stiefel und mochten eine Art Leibgarde sein, die aber nicht zu ihrem Schutz bestellt, sondern im Auftrag des Vaters das festgelegte Geschehen überwachen mussten.

Und ritten in langsamem Trab - Geschirre schellen und klirren.

Das festgelegte Geschehen entsprang ganz dem Mitleid und Wohlwollen des Vaters, der als hoher Beamter in kaiserlichen Diensten und sein Freund war, sich aber einer kaiserlichen Anordnung beugen musste. Diese kaiserliche Anordnung erging an den Vater: Die Liebschaft zwischen seiner Tochter und einem Mann, der von Geburt nieder und unter ihrem Stand sei, ist zu unterbinden oder einer beider mit dem Tod bestraft.

Der Vater und er waren gute Freunde. Der Vater holte ihn oft zu sich und bat ihn um Rat. Sie rauchten und tranken dann und spielten Brettspiele. Und nur im Scherz, wenn der Vater im Spiel verlor, wies er seinen Freund in die seinem Stand entsprechende Position unterhalb seiner Augenhöhe, während der Freund wiederum im Allgemeinen nicht recht wusste, ob das wirklich ernst gemeint sei.

Nach der kaiserlichen Anordnung betrat er das Haus nicht mehr und wurde auch nicht mehr um Rat ersucht. Es wurden die Türen zugeschlagen und das Tor verriegelt, wenn er seine Liebe sehen wollte.

Das festgelegte Geschehen aus Mitleid und Wohlwollen des Vaters galt nicht nur seiner Tochter, sondern auch dem verlorenen Freund.

Das festgelegte Geschehen aus Mitleid und Wohlwollen war der gewährte Abschied der beiden voneinander und geschah deshalb fernab im Wald, auf halbem Wege zwischen der Burg des Vaters und dem Haus seines Freundes, der ihm verloren war, und es geschah ohne das Wissen des Kaisers.

Und deshalb brachen Stück um Stück die Herzen nieder.

In einer Senke zwischen Wiese und Tannenwald, wenige Meter voneinander entfernt, stiegen beide ab und gingen das letzte Stück zu Fuß aufeinander zu.

Und standen ganz nah voreinander.

Sie legten einander die Hände auf die Schultern und sahen sich gerade in die Augen, denn sie waren beide gleich groß. Und sprachen kein Wort. Denn ihre Liebe war so unendlich, dass ihre Blicke erfüllten, was das Herz des anderen begehrte. Und es schien, als wenn ein Lächeln in ihrer beider Blicke läge und Kummer und Sorge aus Unabwendbarkeit. Tröstende Hoffnung und mahnende Zuversicht der Augen Botschaft: Wir gehen nicht verloren, wir werden uns einst wiedersehen, in einer fernen, anderen, in einer neuen Welt. Und ließen die Hände langsam von den Schultern die Leiber hinab gleiten und in ihre letzte Umarmung münden – im Dunst von sonnentrunken rotem Samt vermischt mit Sorgenschweiß von Endgültigkeit.

Und hielten einander inniglich und schieden stolz und ohne Tränen.

Er half ihr auf ihr Pferd und sahen sich ein letztes Mal in die Augen. Dann ritt sie los, vorbei an den Reitern, die gewartet hatten und die Blicke senkten.

Und ritt in gestrecktem Galopp mit fliegenden Tränen.

Er sah ihr nach und sah sie in der Ferne entschwinden, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

Und da waren die Herzen darnieder gebrochen.

Und sah noch einmal auf den Weg, aber der Weg war leer, da war nichts, sie war weg.

Da sank er nieder, schwindelblind von Traurigkeit.

Und die Sonne steht bereits im späten Mittag, als er zu sich kommt, und es ist noch wärmer geworden. Er steht benommen auf, schaut umher, gräbt seine Nase in die Armbeuge und ertastet ihren Geruch. Zögert, wendet sich dann um und geht schließlich zu Fuß zurück.

Einsam verloren in trauerschwerem Gang.

Der Rappe tritt mit losem Zügel hinter ihm her.

Am späten Nachmittag, als er auf die Lichtung zu seinem Haus kommt, sind da zwei Bauern, die Vasallen oder Frondienst Verpflichtete des Vaters sind und auf Anweisung warten. Er sagt ihnen, dass sie morgen mit der Weinlese beginnen sollen. Und es ist das Letzte, was er tut für den Vater. Aber dann sagt er noch, dass sie mehr Holz bringen sollen. Er sagt es, damit seiner Lieben warm sei im kommenden Winter.

Dann geht er in das Haus, legt sich inmitten des Raumes auf den

Boden, schaut an die Decke, schließt die Augen und schläft im Blute seiner Seele ein.

Das Haus ist ein mittelgroßer rechteckiger Bau ohne Umzäunung auf einer von dunklem Wald umfassten Wiese. Weinrote Außenwände mit rundum laufender, von schlichten weißen Säulen getragener Arkade. Im Innern des Hauses sind jedoch weder ein Bett noch eine Küche oder irgendwelche Gerätschaften. Die Räume sind weiß und leer. Das Haus aber gab Speise und Trank, ebenso wie die Ruhe der Nacht und das Glück des Tages.

Als er aufwacht, ist es schon dunkel.
Und jetzt weint er und schluchzt bitterlich.

Dann steht er auf, wäscht sein Gesicht, geht nach draußen, sattelt das Pferd, verschließt das Haus und reitet davon.

Und kam nicht mehr wieder.

* * *

Er ging noch einmal zu dem Haus und als er davor stand, war er sich plötzlich nicht mehr sicher, ob es dasselbe war. Er sah sich ratlos um und fragte sich, ob es nicht anders ausgesehen habe. Er fragte sich, ob es nicht größer gewesen sei, und verharrte reglos zweifelnd und betrat das Haus schließlich nicht. Eigentlich hatte er beabsichtigt, sich nur noch einmal zu vergewissern, dass wahr ist, was er darin erlebt hat. Er wollte

das Geschehene begreifen und dasjenige verstehen, was doch das Seine war: Sehnsucht, Verheißung, Erfüllung - Momente voller Hingabe – leichtsinnig jedoch und im Strudel der Geschichten hinweggespült, nie erblüht, beleidigt, im Stich gelassen und aus dem Leben entschwunden. Er wollte das alles zurück, Begehren, Befriedung und den Triumph des Herzens. „Gib das zurück“, fordert er, und die Wärme des Zorns stieg in ihm auf und ließ seinen Blick verschwimmen. Er wollte alles, und das sofort, so dass er in der Tiefe des Seins erglühte. Er ahnte wohl, dass er gealtert und kein Anrecht mehr am sprudelnden Leben des Jungen hat, dessen Herz aber dennoch das eben seine geblieben ist.

So stand er lange versunken da und horchte in sich hinein, bis das Gefüge seines Geistes in Wahnsinn überging und sein Erinnern, gleich einem Traum, den er vergebens zu halten suchte, in den Händen zerrann und verblasste, ohne dass er gänzlich zu fassen vermochte, was unwiederbringlich im Nichts entschwand. Je mehr er danach zu greifen suchte, umso mehr sah er, wie sich sein Denken der vertrauten Einigkeit mit dem Herzen entzog und ihn wie erblindet sich selbst überließ. Dem Verlust in seinem Innern konnte er nur beiwohnen. Entgegen konnte er ihm nichts.

Er blickte erschrocken, enttäuscht und fragend zugleich leer vor sich hin und sah verstört auf die Schatten der Erinnerung ohne Anfang und Ende, flüchtig wie vom Wind verwischte Spuren im Schnee. Das Herz selbst war enttäuscht und nichts blieb als die fröstelnde Einsamkeit des Unfassbaren. Er war verloren, entblößt, seiner Fehlungen beraubt – oder doch befreit? War er vielleicht einfach nur befreit? Er wusste es nicht.

So ging er langsam weiter zum Strand und bemerkte im Vorübergehen ein Schild, das jemand vor kurzem am Zaun

angebracht haben musste. Auf dem Schild war eine Telefonnummer und darüber stand: 'Zu verkaufen' – was aber, meines Wissens, niemanden interessiert hat.

Er wandte er sich um, ging die Böschung hinunter und lief leicht gebückt über den festen, vom Wasser geglätteten Sand.

An jenem wolkenverhangenen Nachmittag war der Strand menschenleer, niemand ging wie sonst so oft um diese Zeit, spazieren oder den Hund ausführen, die Fischer waren längst nachhause gegangen und es tollten auch keine Kinder herum – er war vollkommen allein.

„So wie meistens im Leben“, dachte er und sah, dass er glücklich war. Da kam ihm erneut erlittener Verlust in den Sinn, so dass er aufbegehrte und zornig wurde, dann jedoch innehielt und schließlich stehen blieb. Er dachte angestrengt nach und versuchte noch einmal Entschwundenes wiederzuerlangen, gab aber entmachtet auf und sagte leise zu sich selbst:

„Es ist nichts, lass es gut sein jetzt.“

So ging er weiter und immer weiter die Küste entlang und blieb nur manchmal stehen, um auszuruhen und zu lauschen.

Es war ein milder Tag und der Himmel war grau. Er sah einen Schwarm Vögel in ruhigem Schlag vorüberziehen und sah den weiten, unendlich weiten Ozean, der kein Ende kennt.

Und blickte vor sich in den Sand.

Und weit hinaus in die Ferne.

* * *

Ich habe Jo aus den Augen verloren und nichts mehr gehört von ihm. Also begab ich mich auf Reisen und suchte ihn auf, aber sein Haus war leer.

„Der ist tot“, sagte eine Nachbarin – sie meinte wohl, dass er hinübergeglitten ist in den langen, tiefen Schlaf, der uns alle erwartet, irgendwann.

Und das Licht selbst war in Trauer, als ich vor das Haus trat. Die Sonne schien durch das Grün der Zweige und zeichnet lange Schatten in den Sand - Abschied - mich schaudert, obgleich es warm ist, ich war spät, zu spät. Mach's gut Jo, mein lieber Freund, du hast mich ein Leben lang begleitet und wir waren uns treue Freunde.

Ich ging den kurzen Weg zwischen den Bäumen runter zum Strand und fragte die Leute dort, ob sie Jo gekannt hätten, was sie bejahten. Ein Fischer zeigte mir dann den Platz, an dem Jo oft gesessen ist, als er nicht mehr richtig laufen konnte. Er sagte auch, dass Jo immer begrüßt hat, mit einem leichten, freundlichen Nicken, und dass er manchmal gelächelt hat, so wie wenn man eine Liebkosung empfängt. Die Kinder hätten gern in seiner Nähe gespielt, manchmal hätten sie ihn auch geneckt oder sogar geärgert. Einmal haben sie an seinem weißen Haar gezupft, da hat er nichts gesagt, und schaute nur seltsam verwundert.

„Er saß immer da drüben im Schatten und sah hinaus auf das Meer, als wenn er auf etwas warten würde...“ Sein Platz sei irgendwann einfach leer geblieben, das muss wohl im Frühling vergangenen Jahres gewesen sein.

Still ist es geworden am Strand zwischen den Bäumen, etwas Besonderes fehlt, weil Jo nicht mehr da sitzt. Der Fischer schwieg und schien erleichtert, sein Inneres teilen zu können. Es schien, als wenn er darauf gewartet hätte. Wir rauchten dann und sprachen noch über seine Arbeit. Danach ging er weg. So bleibe ich also wie damals Jo allein zurück am Strand und sehe den blauen Himmel, die blassen Wolken und den weiten,

unendlich weiten Ozean, der kein Ende kennt.

Mir bleibt der Wunsch, Jo noch etwas zu sagen, was ich aber vergessen habe. Ich versuche, mich zu erinnern, und finde es nicht mehr. Und dann noch die Unmöglichkeit, Jo etwas sagen zu wollen, obwohl er doch gar nicht mehr da ist. Das ist es wohl, was mich mit ihm verbindet – das Vergessen all dessen, was uns wichtig war.

* * *

Jo aber saß am Rande einer Wolkenbank und blickte hinab in das Weltgeschehen. Er horchte auf die fernen Geräusche der Städte des anbrechenden Tages, horchte auf die Stille der Berge, der bewaldeten Landschaften mit ihren verhangenen Tälern und sah den weiten, unendlich weiten Ozean – der wohl doch ein Ende kennt –.

Er sah das Licht des Morgens und das der schwindenden Nacht, er sah hinein in die Häuser und Küchen, die geschäftig waren, und sah auch die schönen Mädchen in Badezimmern, die er nicht mehr lieben konnte. Trieb und Tatendrang waren erloschen, und ihm blieb nichts als die Sehnsucht nach der Sehnsucht, aber nicht die Sehnsucht selbst. Dafür konnte er jetzt seine Gedanken sehen. Er sah jeden einzelnen Gedanken, den er zeitlebens gedacht hat, und ihn wunderte, dass manch leidenschaftliche Hingabe um eines anderen Willen eitel und lächerlich klein war, während beiläufige, scheinbar nebensächliche von Neid, Missgunst und Hass erfüllte Gedanken so sehr groß schienen. Am meisten erstaunt aber war er über diejenigen Gedanken, die er zu denken unterlassen

hatte. - Er sah sich selbst und es wurde still.

„Ja, so ist es nun mal“, sagte der Knabe und setzte sich neben Jo und baumelte mit den Beinen. „Sieh das Licht um dich her, und ganz bald wirst du keine Fragen mehr haben.“ Jo sah den Knaben und war froh, dass er da war. Er legte den Arm um seine Schultern, aber nur kurz, weil er unantastbar ist. Er aber sah auf und lächelte.

Dann schwiegen sie lange und lauschten dem anschwellenden Getöse der Welt, die so zart und zerbrechlich ist.

„Du hilfst mir, ok?“

„Ja. Ich helfe dir.“

„Immer?“

„Ja, immer.“

„Gut, ich bin bei dir für immer.“

* * *